Rhetorik

Ein internationales Jahrbuch

Herausgegeben von

Manfred Beetz

Joachim Dyck

Wolfgang Neuber

Peter L. Oesterreich

Gert Ueding

Band 29

Rhetorik und Gender

Herausgegeben von

Doerte Bischoff und Martina Wagner-Egelhaaf

De Gruyter

Herausgeberinnen Bd. 29: Doerte Bischoff und Martina Wagner-Egelhaaf

Inhalt

- Reihen-herausgeber Prof. Dr. Manfred Beetz
Kirschweg 4, 06317 Aseleben
- Prof. Dr. Joachim Dyck
Elsasser Str. 97a, 28211 Bremen
- Prof. Dr. Wolfgang Neuber
Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Freie Universität Berlin
Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin
- Prof. Dr. Peter L. Oesterreich
augustana-Hochschule, Waldstraße 11, 91564 Neuendettelsau
- Prof. Dr. Gert Ueding
Seminar für Allgemeine Rhetorik, Universität Tübingen
Wilhelmstraße 50, 72074 Tübingen
- Redaktion Dr. Markus Mülke
augustana-Hochschule, Waldstraße 15, 91564 Neuendettelsau
email: markus.muelke@augustana.de
- Manuskripte in deutscher, englischer oder französischer Sprache werden an die Adresse in Neuendettelsau erbeten.
- Rezensionen Besprechungsexemplare werden an die Adresse von Prof. Dr. Manfred Beetz erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Schriften, soweit sie nicht angefordert worden sind, besteht nicht. Nach Erscheinen erhalten die Verlage zwei Belege der Rezensionen.
- Editeur de compte-rendus pour la France Prof. Dr. Jean-Paul Sermain
U.F.R. de Littérature et Linguistique Françaises et Latines,
Centre Censier, 13, rue Santeuil, F-75231 Paris Cedex 05
- Verlag Walter de Gruyter GmbH & Co. KG,
Postfach 2140, 72011 Tübingen.
Telefon (07071) 9894-0, Fax (07071) 9894-50
- Anzeigen Verantwortlich für den Anzeigenteil: Dietlind Makswitat.
Gültig ist Preisliste Nr. 9 vom 1.6.2006.

Doerte Bisc.
Einleitung.

Rüdiger Sch
Gender und
Zur Kommu

Ursula Geit
Zur Rhetori

Lily Tonger
»Selbst-Her

Gertrude Pc
Mimetische

Bettine Mei
Schirm und

Christian N
Rhetorik de
Zur Konstru

Barbara Vi
Deutsches F
Rhetorik de

ISBN 978-3-11-022325-5
e-ISBN 978-3-11-022326-2
ISSN 0720-5775

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/New York

Satz: epline, Kirchheim unter Teck
Druck und Einband: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

BIBLIOGRAPHI

Jörg Jungmu
Bibliographi

DOI 10.1515/1

Inhalt

<i>Doerte Bischoff / Martina Wagner-Egelhaaf</i> Einleitung	VII
<i>Rüdiger Schnell</i> Gender und Rhetorik in Mittelalter und Früher Neuzeit. Zur Kommunikation der Geschlechter	1
<i>Ursula Geitner</i> Zur Rhetorizität moderner Weiblichkeit. Die Figur der Schauspielerinnen	19
<i>Lily Tonger-Erk</i> »Selbst-Herrlichkeits-Training«. Populäre Rhetorikratgeber für Frauen	35
<i>Gertrude Postl</i> Mimetische Rhetorik: Luce Irigarays Wieder-Lesen der Philosophen	51
<i>Bettine Menke</i> Schirm und Differenz	65
<i>Christian Metz</i> Rhetorik der Unterbrechung. Zur Konstruktion weiblicher Rede in Achim von Arnims <i>Gräfin Dolores</i>	78
<i>Barbara Vinken</i> Deutsches Halaly: Rhetorik der Hetzjagd in Kleists <i>Herrmannsschlacht</i>	95
BIBLIOGRAPHIE	
<i>Jörg Jungmayr</i> Bibliographie deutschsprachiger Rhetorikforschung 2009	113

REZENSIONEN	147
ADRESSENVERZEICHNIS	168

Einleitung

Rhetorische
sind schnell
terbeispiele
lich und auc
die Frage na
halb, weil t
Tradition d
Abgrenzung
etwa bei Cic
und effemin
litas, also n
gelten dem
rische Äuße
Teil eines rh
Die Analyse
kraft aus ei
dabei auch
der Konstit
Tatsache, d
innen öffent
nisse weibli
den jeweilig
ihrer mangel
als integrale
wo wie rede
Blick auf die
torikforschun
raler rhetor

¹ Vgl. Cic. d

² Einen Mei
bells Dok
toric, 2 Bd
von Fraue

³ Lily Tong
Rhetorik u

es streicht, eine
56 Diese Dekon-
ge einer männ-
f die in diesem
iese Erzählkon-
nlichen als auch
inine als auch
welche die Welt
grenzt hat. Der
männliche Seite
er die Differenz
möglich ist, an
iner Poesie der

Barbara Vinken

Deutsches Halaly: Rhetorik der Hetzjagd in Kleists *Herrmannsschlacht*

Abstract

Ever since Carl Schmitts verdict of Kleist's *Herrmannsschlacht* as »the greatest partisan poetry of all times«, the play has been read as a call for total war in the name of Germany. It is only recently that the play has not been seen as propagandistic, but as a lesson of how propaganda works. The article shows that the *Herrmannsschlacht* systematically replaces the metaphorical field of war by that of hunting. As a consequence, the figure of the human is bestialized. This bestialization is most evident in the two prominent female figures, Thusnelda, queen and wife, and Hally, virgin child and daughter. Thusnelda is first used by the king, her husband, as a sexual decoy only to be sicked as »reißende Bestie« onto her lover, in a scenario reminiscent of the *ad bestiam* in the Roman circus. Hally is hunted down by a pack of randy dogs, to be »aufgebrochen« by her father and cut into pieces by the father of the country, Herrmann.

Die *Herrmannsschlacht*¹ gilt einem, vielleicht dem deutschen Gründungsmythos: Die Germanen schlagen die Römer im Teutoburger Wald. Sie befreien sich, endlich geeint, aus der Fremdherrschaft. Ihr Sieg über Rom ist der Anfang vom Untergang des Imperium Romanum und der Beginn deutscher Selbstbestimmung. Kleist schreibt sein Drama 1808, also zu einer Zeit, als die deutschen Länder, die noch immer keine Nation waren, sich in den napoleonischen Unabhängigkeitskriegen von einem neuen Augustus befreien wollten, der wie die Römer nach einem weltumspannenden Imperium griff.

Für die neuere Rezeption des Stücks war Carl Schmitts apodiktisch vorgetragene These von der *Herrmannsschlacht* als »größter Partisanendichtung aller Zeiten« fatal.² Auf seiner Leimroute, die das Stück als Anleitung zum totalen Krieg ausgibt, in dem neben dem Freund-Feind-Schema nichts mehr zählt und es allein auf den Willen zur Macht ankommt, ist man willig kleben geblieben. Die *Herrmannsschlacht* ist als Manifest des Partisanenkampfes gelesen worden, in dem das hehre Ziel – Befreiung und Einigung Deutschlands – jedes Mittel rechtfertige. Erst in den letzten Jahren ist das Drama nicht

¹ Aus signifikanten Gründen zitiere ich den Titel wie die Originalausgabe mit zwei »r«. Hier wie im folgenden nach der Berliner, jetzt Brandenburger Ausgabe der Sämtlichen Werke: Heinrich von Kleist, *Die Herrmannsschlacht*, in: ders., *Sämtliche Werke und Briefe*, Brandenburger Ausgabe, hg. v. Ilse-Marie Barth / Klaus Müller-Salget / Heinrich C. Seeba / Walter Müller-Seidel / Stefan Ormanns, 4 Bde., Frankfurt a. M., Bd. 2, hg. v. Ilse-Marie Barth / Heinrich C. Seeba, 1987, 447–554.

² Carl Schmitt, *Theorie des Partisanen*, Berlin 1963, 15. Die akribisch elegante Ausführung dieser Theorie steht bei Wolf Kittler, *Die Geburt des Partisanen aus dem Geiste der Poesie*, Freiburg i.Br. 1987. Vgl. auch Jan Philipp Reemtsma, *Blutiger Boden, Mittelweg* 36 (1999) 2–48.

orie. Studien zur
. Im Zusammen-
n hat, man müsse
sucht nach unge-
knüpfungen. Auf

mehr als Propagandastück gelesen, sondern als »Lehrstück in Sachen Propaganda« erkannt worden: Herrmann ist nicht Kleist.³

Im Folgenden soll deshalb nicht interessieren, was Kleist ideologischen Mutmaßungen zufolge mit seinem Stück wollte, sondern was sein Stück tut. Schwarz auf weiß, lautet meine Gegenthese, wird die Begründung der deutschen Nation in der *Herrmannsschlacht* als das verworfene Zerrbild Roms lesbar. In der »Posse«, welche die *Herrmannsschlacht* ist, erscheint Deutschland als die verzerrte Fratze Roms. Deutschland entpuppt sich als nichts anderes als eine Perversion des Römischen – oder eben des Französischen. Die *Herrmannsschlacht* setzt keinen urdeutschen Moment, sondern die Unhintergebarkeit der *translatio Romae* in Szene. Von Anfang an wird in diesem Stück die Opposition von Germanen und Römern getreu der *translatio Romae* dekliniert, vor der es kein Entrinnen, keinen andern Ursprung, keine irgendwie geartete Authentizität gibt. Alles an diesem Stück ist römisch. Der Herrmann, den wir sehen, ist nicht der treudeutsche Held, der lieber frei denn als Sklave lebt und sich für dieses Ziel heroisch schlägt, sondern ganz der Arminius des Tacitus: ein Kriegsherr, der gegen jede Kriegsmoral die Symbole der Besiegten verhöhnt und verspottet. Zu guter Letzt entpuppt er sich als Schlächter an den besiegten Unterlegenen.⁴ Aber nicht nur Herrmann, sondern alle Germanen, auf die wir bei Kleist treffen, sind schon auf den ersten Blick durch und durch romanisiert; sie reden vom »Koloß von Rhodus«, von den Peliden, rufen Jupiter oder wahlweise Zeus an und beschwören Styx und Lethe.⁵ Der Kult um die Wotaneichen mutet wie Folklore an. Die Römer, völlig politisch korrekt peinlichst auf Toleranz und Anerkennung kultureller Differenzen bedacht, nehmen diese Ethnisierung authentisch germanischer Ursprünge entschieden ernster als die durch und durch hybride wirkenden, im Gemisch von Orientalischem, Griechischem und Römischem aufgehenden romanisierten Germanen. Die zentralen europäischen Rezeptionsetappen der *translatio* werden zitiert: die *romanitas* Shakespeares mit dem leicht modifizierten Ausruf Richards III. »ein Königreich für ein Pferd« (V, 21, 2481) und die Hexen des Macbeth, die Varus die Zukunft voraussagen, sowie auf der nächsten Stufe, unmittelbar vor Kleist, die *Abderiten* Wielands und immer wieder Lessing, dessen *Emilia Galotti* bereits eine Umschrift der in der Herrmannsschlacht zentralen Verginia-Geschichte des Livius ist.⁶

Soviel vorausgesetzt muss diese *Herrmannsschlacht* jedem, der nicht von Nationalmythen vernebelt ist, als eine veritable Groteske in die Augen springen. Die Germanen, auf die wir hier treffen, sind orientalisch bestialisches Zerrbild der Römer, allen voran Herrmann. Wir finden ihn mitten im Teutoburgerwald fashionable auf »prächtigen Tiger-

fellen« sitzen, die Sybarit! Sieh da, r bestätigt Herrman ihr Knaben, damit nicht etwa den Che des orientalischen Gegenbild des Dev in der von Ironie t die Frage des Varu mir zu versehn?« i Deutscher. In einer Dir sagen, als in d zu spät, dass Heri Tacitus' *Germania* umgekehrten Klisc »O Herrmann, He so falsch sein, wie nämlich als »Derv Varus am Ende. E 1095). Bis in die h dem Römischen K ckend zersetzt wir lisierten. Der Che längst im Prozess c

Geradezu lehrt des germanischen Zerstörung an den hältnissen durche schon, dass die Sl fällt; auf der Büh *Schlacht* und Schle ist, dass bei Kleist Szenen aus einem mit den traditione bande – zwischen *Herrmannsschlach* Gemeinsamkeit: si Sie schützen die »1 ihren Kindern, der

³ Zit. nach Raimar Zons, *Deutsche Assassinen. Kleists Herrmannsschlacht*, in: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.), *Herrmanns Schlachten*, Bielefeld 2008, 215–238. Zons sieht in dem Stück die Rhetorik des Partisanenkriegs bloßgestellt. Auf rhetorischer Ebene argumentiert Jan Plug in diese Richtung: *The Borders of a Lip. Kleist, Language and Politics*, *Studies in Romanticism* 36, 3 (1977) 391–425.

⁴ Tac. ann. 60, 1, 2.

⁵ Stefan Börnchen, *Translatio imperii. Politische Formeln und hybride Metaphern in Heinrich von Kleists Herrmannsschlacht*, *Kleist-Jahrbuch* [im Folgenden zit. als KJb] (2005) 267–284; hier: 275.

⁶ Auf die Entstellung der Zerstückelungsszene der massenvergewaltigten Frau nach dem Buch der Richter 19, 27–30 und ihre Aufnahme in Rousseaus *Essai sur l'origine des langues* in der Hallyepisode kann ich hier nicht eingehen.

⁷ Vgl. Caren Heuer, 81–105.

fellen« sitzen, die seine Thusnelda sachkundig kommentiert: »den Sitz betrachtend: Der Sybarit! Sieh da, mit seinen Polstern! Schämst Du Dich nicht?« (III, 3, 962 f.). »Ja Kind«, bestätigt Herrmann ihr, »die Zeiten, weißt Du, sind entartet. Holla, schaff Wein mir her, ihr Knaben, damit der Perserschach vollkommen sei« (III 3, 964 ff.). Herrmann gibt hier nicht etwa den Cheruskerfürsten, sondern vielmehr einen persischen Schah, eine Travestie des orientalischen Herrschers. Derart zynisch, verschlagen und verlogen ist er das krasse Gegenbild des Deutschen, wie er im Buche steht. Nie hat Ventidius sich so getäuscht, wie in der von Ironie triefenden Szene, in der er Herrmann als »Deutschen« beschreibt. Auf die Frage des Varus: »Was also, sag mir an, was also hab ich Von diesem Herrmann dort mir zu versehn?« antwortet Ventidius: »Quintilius! das faß ich in zwei Worten! Er ist ein Deutscher. In einem Hämmling ist, der an der Tiber graset, Mehr Lug' und Trug, muss ich Dir sagen, als in dem ganzen Volk, dem er gehört.« (III, 6, 1247 ff.). Die Römer erkennen zu spät, dass Herrmann, was seine Moral betrifft, keineswegs dem Bild entspricht, das Tacitus' *Germania* ihnen zu erzieherischen Zwecken geliefert hatte, sondern gerade dem umgekehrten Klischee, gegen das Tacitus das seine entworfen hatte, dem des Orientalen: »O Herrmann, Herrmann, so kann man blondes Haar und blaue Augen haben, Und doch so falsch sein, wie ein Punier?« (V, 9, 2096 ff.), ruft der verratene Varus aus. Als ein Perser, nämlich als »Derwisch« (V, 21, 2473) ganz und gar orientalisiert, erscheint Herrmann Varus am Ende. Er selbst nennt sein Verhältnis zur Wahrheit das eines Abderiten (III, 3, 1095). Bis in die homosexuell getönte Anspielung, in der Herrmann nichts wünscht, als dem Römischen Kaiser zu erliegen, bedient Kleist das orientalische Klischee. Flächendeckend zersetzt wird in Kleists Herrmann die römische Opposition von Barbaren und Zivilisierten. Der Cheruskerfürst, Inbegriff des germanischen Barbaren, zeigt sich als der längst im Prozess der Romanisierung in Dekadenz Verfallene, Überzivilisierte schlechthin.

Geradezu lehrstückartig leistet Kleist in der *Herrmannsschlacht* die totale Zerstörung des germanischen Gründungs- und Nationalmythos seiner Zeit. Am brutalsten wird diese Zerstörung an den »heiligsten Banden der Natur«, an den Geschlechter- und Familienverhältnissen durchexerziert, die das römische Vorbild pervertieren. Bemerkenswert ist schon, dass die Schlacht, die dem Stück den Namen gegeben hat, bei Kleist schlicht ausfällt; auf der Bühne findet sie nicht statt. Das ist zwar schon bei Klopstocks *Hermann's Schlacht* und Schlegels *Herrmann, ein Trauerspiel* der Fall; der entscheidende Unterschied ist, dass bei Kleist anstelle der heroischen Schlacht, in der Mann gegen Mann kämpft, Szenen aus einem sehr buchstäblich blutigen Krieg der Geschlechter gezeigt werden, der mit den traditionellen Geschlechterrollen die Menschlichkeit über Bord wirft.⁷ Familienbande – zwischen Vater und Tochter, zwischen Ehemann und Ehefrau – sind der Stoff der *Herrmannsschlacht*. Nun zeigen Partisanenkrieg wie traditioneller Krieg wenigstens eine Gemeinsamkeit: sie ziehen ihre Berechtigung aus dem Schutz dieses Innersten, Eigensten. Sie schützen die »richtigen« Familienverhältnisse, das »richtige« Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern, der Männer zu ihren Frauen. Gemeinschaft, Nation, Volk können nicht um

⁷ Vgl. Caren Heuer, »Du Furie, gräßlicher als Worte sagen!«, in: Wagner-Egelhaaf, Hermanns Schlachten, 81–105.

den Preis einer systematischen Vertierung der engsten menschlichen Beziehungen propagiert werden.

Die Kritik hat diese Zersetzung des Herrmannsmythos durch eine spezifische Familien- und Geschlechterpolitik, durch eine spezifische Rhetorik des weiblichen Körpers, die an Brutalität ihresgleichen sucht, lange und um jeden Preis verleugnet. Um wirklich jeden Preis – selbst um den der Vertierung alles Menschlichen als Jagdbeute, Schlachtvieh oder reißende Bestie – muss Deutsches, und sei es als das Greuel schlechthin, gerettet werden. Aber vielleicht ist das ja das Problem: Vielleicht wird der wirkliche Erfolg der »Varusschlacht« erst eintausendneunhundert Jahre später sichtbar. Vielleicht ist Kleists *Herrmannsschlacht* uns heute unverständlich geworden, weil die römische Kultur östlich des Rheins im 20. Jahrhundert schließlich doch noch restlos, spurlos, klanglos im Sumpf des Teutoburgerwaldes zwischen »nichts und nichts« untergegangen ist.⁸

Kleists Germanen erscheinen auf der Bühne nur, um feige die von ihnen verratenen römischen Alliierten, die ihnen hilflos ausgeliefert sind, zu verhöhnen, und sie dann wie Tiere mit der Keule abzuschlachten. Genau so verfahren sie mit den germanischen Alliierten der Römer, den Ubiern um Köln, denen als freien deutschen Stämmen diese Allianz schließlich zusteht. Im deutschen Namen tritt nichts als nackte Gewalt auf. Zu Recht nennt der zur Abschachtung bestimmte Ubierfürst Herrmann deshalb einen Tyrannen. Zu allem Überflus verliert dieser Herrmann den einzigen auf der Bühne stattfindenden Kampf der Waffen, den Zweikampf um die Ehre, Varus töten zu dürfen. Seinen Sieg erringt er nicht auf dem Schlachtfeld, er bereitet ihn durch betrügerische Manöver und Reden vor. Herrmann agiert im Zeichen der trügerischsten Rhetorik; er ist deren Allegorie. In der europäischen Tradition ist nur der Mann der Tat ein wirklicher Mann. Die Römer haben eben diese Rhetorik der männlichen Tat immer gegen die Griechen als Wortverdrehen gewendet. Der Mann des manipulierenden, heimtückischen Wortes, das nie meint, was es sagt, gilt als weibisch. Die Potenzierung des Männlichen im Namen *Herr Mann* verkehrt Kleist, wenn er ihn im Zeichen der Rhetorik verweiblicht.

Frauen und Männer werden in sexuell aufgeladenen Jagdszenarien zu Tieren: zum Lockvogel, zur Beute, zur Hundemeute, zur reißenden Bestie. Die Einigung der deutschen Stämme, Bedingung für das gemeinsame Vorgehen gegen den Feind, kommt über die mit List dem Feind unterschobene Massenvergewaltigung einer deutschen Jungfrau zustande. Verübt wird sie – so legt das Stück mit allen Mitteln nah – von als Römern verkleideten Germanen, die Herrmann angestiftet hat: einer geilen Hundemeute. Die in einer Treibjagd zur Strecke gebrachte Jagdbeute, Hally, wird durch waidgerechtes »Aufbrechen« des geschändeten Körpers von Hand der eigenen Familienmänner (IV, 6, 1570 ff.), durch Ausweiden, mit der sich daran anschließenden von Herrmann geleiteten Zerlegung in Stücke vollends zu einem zur Strecke gebrachten Tier. Die in der Literatur wohl selten überbotene Ungeheuerlichkeit dieser Szene verdankt sich der Verkehrung der Verginia-Geschichte, die Livius aus altrömischer Zeit berichtet.

⁸ Dieses grundlos Sumpfige hebt bereits Petrarca als »Fundament« des deutschen Reiches im Gegensatz zum römischen Fundamentum in Steinen und Buchstaben hervor. Vgl. Barbara Vinken, *Das Rom der Renaissance – Du Bellay und Petrarca*, Tübingen 2001.

An c
Fürstin,
Die s
der Stel
müssen,
vestiert
bestiam
nische I
Vollend
Geno
ten und
körpern
und Me
lismus
Fürsten

Statt
in se
Und
(I, 1,

Die Für
gegen
geführt
chen de
Römer,
Im I
getreu,
Boden
wie das
schen S
nicht m
schen d
nach p
stäben

Sept
Herr
Sept
An I
Herr
An I
Er h
Was
Sept

⁹ Peter
115-

An die Stelle der ausfallenden Herrmannsschlacht tritt die makabre Szene, in der die Fürstin, von ihrem Ehemann als Lockvogel eingesetzt, zur reißenden Bestie wird.

Die Szene der Zerfleischung des Ventidius steht nicht nur kompositionell im Drama an der Stelle, wo im Ablauf der Ereignisse die eigentliche Schlacht hätte dargestellt werden müssen, sondern sie repräsentiert diese Schlacht, hat man zu Recht gesehen.⁹ Kleist travestiert eine Szene, die als Inbegriff römischer Grausamkeit galt: das Todesurteil *ad bestiam*, das die Verurteilten Raubtieren zum Fraß in der Arena bestimmte. Die germanische Landesmutter kommt als eine solche reißende Bestie zu ihrer vaterlandsgerechten Vollendung. Eine pointiertere Zersetzung des Herrmannmythos ist kaum vorstellbar.

Generell geht es in Kleists *Herrmannsschlacht* vorzüglich um Ausweiden, Ausschachten und Verwerten von Körpern – von Tierkörpern, vor allen Dingen aber von Menschenkörpern und besonders von weiblichen Körpern. Das bestialische *quid pro quo* von Tier und Mensch beginnt ganz zu Anfang des Stücks mit einer – man verzeihe den Orientalismus – getürkten Jagdszene. Statt sie in den Krieg zu führen, klagen die deutschen Fürsten, verhöhne Herrmann sie, wenn er zur Lustjagd blase:

Statt die Legionen mutig aufzusuchen,
in seine Forsten führt er uns,
Und läßt den Hirsch uns und den Ur besiegen.
(I, 1, 18 ff.)

Die Fürsten verstehen dieses Lehrstück nicht: denn nicht einen Krieg, eine Jagd sollen sie gegen die Römer führen. Eine, um es mit Hermanns Worten zu sagen, listenreich geführte Jagd soll den römischen Wolf aus Germanien vertreiben. Nun ist das Wahrzeichen des römischen Reiches, die *lupa capitolina*, weiblich. »Wolf« heißt deshalb keiner der Römer, sondern einer der Germanenfürsten. Doch dazu später.

Im Kampf gegen den römischen Wolf lassen die Germanen, ihrem römischen Namen getreu, keine Barbarei aus. Septimius, der erste Römer, dessen Blut »Germaniens dürrer Boden tränkt«, wird in einem wahrhaft barbarischen Verstoß gegen jeden Kriegsbrauch wie das Vieh gekeult (V, 13, 2225 ff.). Die germanische Barbarei ist jedoch keine im römischen Sinne verstandene, formale, nach der derjenige ein Barbar ist, der des Lateinischen nicht mächtig ist und eine fremde Sprache spricht. Sprache und Kultur der Römer beherrschen die Barbaren. Ihre Barbarei ist eine des Herzens, die nicht nach römischen, sondern nach paulinischen, christlich-germanischen oder eben preußisch-protestantischen Maßstäben buchstabiert wird.

Septimius: Wie, Du Barbar! Mein Blut? Das wirst Du nicht –?

Herrmann: Warum nicht?

Septimius: Weil ich Dein Gefangener bin!

An Deine Siegerpflicht erinnr' ich dich!

Herrmann, auf sein Schwert gestützt:

An Pflicht und Recht! Sieh da, so wahr ich lebe!

Er hat das Buch vom Cicero gelesen.

Was müßt' ich tun, sag an, nach diesem Werk?

Septimius: Nach diesem Werk? Armselig'er Spötter, Du!

⁹ Peter Michelsen, Wehe, mein Vaterland, dir! Heinrichs von Kleist *Die Herrmannsschlacht*, KJb (1987) 115–136; hier: 133.

Mein Haupt, das wehrlos vor dir steht,
Soll Deiner Rache heilig sein;
Also gebeut dir das Gefühl des Rechts,
In Deines Busen Blättern aufgeschrieben!
(V, 13, 2205 ff.)

Nicht gegen den toten Buchstaben, im »Buch des Cicero« aufgeschrieben, sondern gegen den lebendigen Geist, der dem Herzen aus Fleisch eingepägt ist, verstößt der barbarische Germane in steinerner Hartherzigkeit. Dem Römer Septimius zufolge handelt es sich dann auch nicht um einen Krieg, sondern um eine Hetzjagd:

Der, der das Geschlecht der königlichen Menschen
Besiegt in Ost und West, der ward
Von Hunden in Germanien zerrissen:
Das wird die Inschrift meines Grabmals sein.
(V, 13, 2223 ff.)

Am Ende haben selbst die Germanen, die Herrmann nicht für listenreich hält, diese Lektion verstanden: sie kämpfen nicht, sie jagen. Zu dem römischen Heerführer Varus sagt Gueltar am Ende: »Steh, Wolf vom Tiberstrande, Hier sind die Jäger, die dich fällen wollen« (V, 22, 2483). Varus sieht sich jedoch nicht als reißende Bestie, als Wolf, sondern wie Septimius als Jagdbeute: »Als wär' ich ein gefleckter Hirsch, Der, mit zwölf Enden durch die Forsten bricht! –« (V, 22, 2510). Kurz, das Lehrstück im Forst wird in der Schlacht blutige Jagd-Wahrheit. Von Römern und Germanen wird diese Schlacht am Ende als Jagd beschrieben werden, in der Menschen zu Tieren werden. Aus Sicht der Germanen ist das kein Problem, den Römern aber erscheint es als ungeheuerlich.

Zurück zur Anfangsszene und zu Hermanns Thuschen. Die Fürstin und der Fürst befinden sich mit dem römischen Legaten auf der Jagd. Die entscheidende Szene wird einmal von Ventidius, dem römischen Gesandten, und einmal von Thusnelda, der Fürstin, erzählt. Thusnelda schießt einen Auerochsen, der, nur verletzt, wutentbrannt auf sie zustürmt, um sie mit seinen Hörnern zu durchbohren. Der Auerochse wird dann – das erzählt Thusnelda – von einem Pfeil des Ventidius niedergestreckt, der sie vor der Durchbohrung durch den Ur schützt – ein durchaus sexuell getöntes Szenario. Die zuhörenden Germanenfürsten geben zu verstehen, dass es völlig unmöglich sei zu wissen, wer den Pfeil abgeschossen hat. Und so stellt sich wenig später heraus, dass Ventidius sich nur in dem süßen Wahn wiegt, Autor dieses Schusses und somit Lebensretter der Thusnelda zu sein: »Er wähnte doch, mich durch den Schuß zu retten.« (II, 3, 517).

Dieser Trugschluss des Ventidius ist ganz in Hermanns Sinne, der dadurch den Diskurs der höfisch-galanten, ritterlichen Liebe zwischen Ventidius und seiner Frau etabliert: ritterlich heldenhaft hat der Verehrer der Angebeteten das Leben gerettet. Dem Fürsten der Cherusker liegt offensichtlich alles daran, seine Frau und den römischen Legaten in ein Verhältnis zu setzen: er scheut nicht davor zurück, ihn ihr in die Kutsche zu schieben. Im von Jagdhörnern begleiteten Triumphzug fahren Ventidius und Thusnelda nach seinem Willen in Teutoburg ein. Ein römischer »Triumphzug«, das sollte man sich an dieser Stelle vor Augen halten, war eine beispiellose Geste der Demütigung der Besiegten, die in die –

auch sex
sexuelle

Dass
spielt, e
Stämme
auch als
Börnche
Männer
bedroht
der Lipi
Wendur
(dem A:

Das
dem die
Fährte
Aktes k
sches K
Hirten
sprich d
die Hirt
ans Fell

Die J
bei den
Reiches
macht
vor alle
ihrer Sc
Baudela
mache l
tiert, da
Herrma
und Bo
Frauen.
holt er
wie ein
sie selb:
»guten«
Familie
auch di

¹⁰ Börn-
¹¹ Ebd.
¹² Char-
81 ff.,

auch sexuelle – Sklaverei geführt wurden. Das Schicksal des Ventidius, der Thusnelda zur sexuellen Jagdbeute wird, deutet sich bereits hier verkehrt an.

Dass es im Krieg um Sexuelles geht, macht nicht nur dieses Vorspiel klar. Dieser Krieg spielt, egal ob die Kontrahenten Römer und Germanen oder verschiedene germanische Stämme sind, eigentlich nur an einem Ort: an der Lippe. Die Lippe ist ein Fluß, aber auch als Schamlippe ein Name für das weibliche Geschlecht, geht es doch hier, wie Stefan Börnchen zusammengefasst hat, »um die sexuelle Verfügungsgewalt der germanischen Männer über den weiblichen Körper. Ihre Penetrationsmacht ist durch die Römer bedroht.«¹⁰ Oder eben, um es im Jargon der Jäger zu sagen, der mit dem »Strich« an der Lippe vom Text selber ins Spiel gebracht wird, um ihre Durchbohrungsmacht. »Die Wendung auf dem Strich (für Prostituierte) ist eine Übertragung aus dem Schnepfenstrich (dem Anfliegen der Schnepfen) auf die Freiersuche der Dirnen.«¹¹

Das Geschlechterverhältnis wird grundsätzlich als ein gewalttätiges angenommen, in dem die Männer Frauen durchbohren, und die Frauen, heiß gemacht, Männer, die ihre Fährte gerochen haben, zerreißen; alle werden dabei zu Tieren. Der letzte Satz des ersten Aktes korrigiert dieses beunruhigende Moment dann auch nur scheinbar durch ein klassisches Kriegsszenario. »Es bricht der Wolf, Deutschland, in deine Hürden ein, und Deine Hirten streiten Um eine Handvoll Wolle sich« (I, 1, 72 ff.). Hirten schützen die Schafe, spricht die deutschen Frauen, davor, dass sie vom römischen Wolf gerissen werden. Aber die Hirten, die Wolf heißen, wollen den blonden deutschen Schafen, ihren Frauen, selber ans Fell.

Die Familienbande zu schützen, die Frauen und Kinder nicht Fremden preiszugeben, ist bei den Römern die Aufgabe des Krieges. Livius lässt in seiner Geschichte des römischen Reiches den Vater der Verginia in einer Szene, in der es ebenfalls um die Durchbohrungsmacht geht, den Krieg so definieren: als Schutz des Eigentums, des Hauses, der Herden, vor allem aber als Schutz der Kinder und Frauen vor der sexuellen Versklavung, das heißt ihrer Schändung, ihrer Durchbohrung, heißt aber auch ihrer Vertierung, wie es später bei Baudelaire von der durch die siegreichen Griechen zur Sexualsklavin gemachten Andromache heißen soll: »vil bétail«.¹² Die Unversehrtheit der Stadt, die geschützt wird, garantiert, dass Frauen nicht von fremder Gewalt durchbohrt werden können. Das Problem der *Herrmannsschlacht* ist von Anfang an, dass die germanischen Hirten als Jäger, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, auftauchen. Einer von ihnen heißt Wolf. Ihre Schafe sind ihre Frauen. An die Wolle wollen den Frauen, meint Herrmann, die Römer: Mehrmals wiederholt er seiner Frau, dass die Römer sie ihrer blonden Lockenpracht berauben und so kahl wie eine Ratte scheren würden. Aber was die Germanen den Römern zuschreiben, wollen sie selbst: »und Deine Hirten streiten Um eine Handvoll Wolle sich« (I, 1, 72 ff.). Die den »guten« Krieg bestimmende Topologie, nach der die Männer im Feld die Stadt und die Familien vor Missbrauch schützen, ist damit von vornherein durchkreuzt. Durchkreuzt ist auch die Opposition von Jägern und Hirten, von Menschen und Tieren.

¹⁰ Börnchen, *Translatio imperii*, 276 f.

¹¹ Ebd. 277.

¹² Charles Baudelaire, *Le Cygne*, in: ders., *Les Fleurs du Mal*, in: ders., *Oeuvres complètes*, Gallimard 1961, 81 ff., V. 38.

Die Liebesdiskurse von Ventidius, dem römischen Legaten und Verehrer der Cheruskerfürstin, und Herrmann, ihrem Mann, fallen sofort als diametral entgegengesetzt auf. Sie bestätigen die französischen und deutschen Klischees des Liebemachens. Die hohe Galanterie des Ventidius macht die Angebetete zur Herrin über Leben und Tod und entückt sie in das Reich der Götter. Schon Lessing hat die Sprache der französischen Liebeskunst als bloßes, gleisnerisches Wortgeklingel, in der nicht das Herz, sondern die Rhetorik spricht, abgetan: »Nichts klingt in dieser Sprache wie alles und alles wie nichts.« Rousseau hat in der Sprache der aufgeblasenen, leeren Galanterie nichts als Frauenverachtung gesehen. Dem steht in Herrmanns Diskurs die trauliche Sprache wahrer deutscher Herzensliebe – »Thuschen, Kind« – gegenüber, die sich als tatsächliche Achtung vor dem Weiblichen geriert. Weil Thuschen dem französischen Wortgeklimper auf den Leim zu gehen droht, muss ihr Mann sie in guter deutscher Oberlehrermanier unaufhörlich über die römischen bzw. französischen Machenschaften aufklären. Ziel dieser *éducation sentimentale* ist jedoch nicht die Heranbildung ihrer schönen Seele, sondern ihre vertierende Verwandlung in eine Bestie.

Thusnelda hat ein schlechtes Gewissen, den jungen römischen Gesandten durch trügerische Schritte, zu denen Herrmann sie ermuntert hat, in Leidenschaft verstrickt zu haben. Herrmann verschlägt es bei soviel Naivität die Sprache: »Nein, sprich, im Ernst, das glaubst Du? So, was ein Deutscher lieben nennt, Mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht, wie ich dich?« (II, 8, 666 ff.). Und wieder kommen die Tiere ins Spiel. Die angeblich abgöttisch Verehrte, meint der Deutsche, ist dem Römer weniger als der Hund dem Herrmann: »Nein, Thuschen, ich versich're dich, ich liebe meinen Hund mehr als er dich« (ebd. 578 f.).

Auch im römischen bzw. französischen Diskurs der Galanterie kämpfen Frauen. Die Waffen einer Frau sind in diesem Liebesdiskurs in einer Anleihe aus Ovids *Ars amatoria* Schmuck, Parfüm, Schminke. Sie schlagen eines Mannes Herz in Fesseln. Und mit diesen Waffen einer Frau statten die Römer Thusnelda in ihrem eigenen Interesse aus. Varus überbringt Thusnelda:

[...] Gesteine, Perlen, Federn, Öle –
Ein kleines Rüstzeug, schreibt er, Cupidos
August, erlauchte Frau, bewaffnet deine Schönheit,
Damit du Herrmanns großes Herz,
Stets in der Freundschaft Banden ihm erhaltest.
(III, 5, 1200 ff.)

Die so beschenkte Thusnelda nimmt

[...] die Waffen an,
Mit dem Versprechen, Tag und Nacht
Damit geschirrt, für ihn ins Feld' zu ziehn.
(ebd. 1206 ff.)

Auch die Römer setzen Frauen für Kriegszwecke ein und rüsten sie mit angemessenen weiblichen Waffen.

Herrmann sieht bei den Römern hinter dem Wortgeklingel, das er für bloße Camouflagetechnik hält, nichts als eine besonders geschickte Jagdlist. Ventidius geht es in seinen

Augen n
Vermisch
cken – b
ans Fell
sen mein
eigenen
überlege
ihr ab, ic
um sie d
Strecke l
Die S
will die
hat, in d
seinem
wobei er
siteneri

Die g
sich ei
muss
(ebd.)

Thusnel
lingsbek

Der ju
Das K
Dem
(ebd.)

Darauf I

Ich w
Solan
Ist H
(ebd.)

Zumind
Herzen.
einem n
im richt
hass auf
machen
Herr
gelesen
kann er
Römerb
Herrma

Augen nur darum, »Sein Schäfchen, für die Schurzeit, sich zu kirren.« (III, 3, 1034). Die Vermischung von Hirtenvokabular und Jägersprache – »kirren« bedeutet mit Futter anlocken – bringt wie bereits am Anfang »erlegen« und »scheren« zusammen: an die Wolle, ans Fell wollen. Die Galanterie als vermeintliche Tarnung der wahren römischen Interessen meint Herrmann wohl deshalb so gut zu durchschauen, weil die Treuherzigkeit seines eigenen Jagddiskurses auch nur Jagdlist ist, der französischen an Wirksamkeit haushoch überlegen. Seine Frau macht er zuerst zum Lockvogel – »Er [Ventidius] riecht die Fährte' ihr ab, ich wußt' es wohl« (II, 3, 523), stellt er befriedigt ob seiner gelungenen List fest –, um sie dann in eine reißende Bestie zu verwandeln, die den angelockten Ventidius zur Strecke bringt.

Die Situation ist folgende: Herrmann hat seine römischen Verbündeten verraten und will die Truppe, die Varus zur Sicherung der Teutoburg in gutem Glauben zurückgelassen hat, in der Nacht restlos umbringen lassen. Diesen Plan entdeckt er im trauten *tête à tête* seinem Thuschen – »Nun, Thuschen komm, ich hab Dir was zu sagen.« (IV, 9, 1667) –, wobei er auf seine bewährte tierische Metaphorik zurückgreift. Diesmal soll es um Parasitenvernichtung gehen:

Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
sich eingefilzt, wie ein Insektenschwarm,
muss durch das Schwert der Rache jetzo sterben.
(ebd. 1681 ff.)

Thusnelda ist noch nicht zu Hermanns Credo der Hetzjagd und seiner Art der Schädlingsbekämpfung bekehrt und bittet ihn um die Verschonung der guten Römer:

Der junge Held, der mit Gefahr des Lebens
Das Kind, auf seiner Mutter Ruf,
Dem Tod der Flammen mutig jüngst entrissen?
(ebd. 1714 ff.)

Darauf Herrmann:

Ich *will* die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
Solang sie in Germanien trotzt
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache.
(ebd. 1723)

Zumindest *einen* Römer kann Thusnelda nicht aufgeben: Ventidius liegt ihr besonders am Herzen. Herrmann gewährt ihr zunächst das Leben des Ventidius, aber nur, um sie in einem nächsten, meisterlich rhetorischen Schachzug aufzuhetzen. Und genau wie sich im richtigen Moment eine geschändete Jungfrau einstellt, um ganz Germanien in Römerhass auflodern zu lassen, so kommt auch der Brief, der Thusnelda zur reißenden Bestie machen wird, wie gerufen (IV, 9).

Herrmann gibt vor, diesen Brief, der so überaus glücklich zur Stelle ist, noch gar nicht gelesen zu haben – was sein mag, da er ihn vermutlich ohnehin diktiert hat. Genüsslich kann er ihn von seiner Frau vorlesen lassen. Der Brief bestätigt Thusnelda Hermanns Römerbild Zeile für Zeile. Die Römer erweisen sich in dem Brief als genau die, als die Herrmann sie ihr wiederholt so eindrücklich beschrieben hat: eine oberlehrerhafte Lek-

tion, *quod erat demonstrandum* und so treffgenau – um im Jargon der Jagd zu bleiben –, dass der Brief zu schön ist, um wahr zu sein.

Der Umschlag enthält die blonde Locke, die Ventidius der Thusnelda scheinbar als klassisches Liebespfand geraubt hatte. Aus dem Brief geht jedoch hervor, dass Ventidius die erste Frau des Landes nach dem Sieg ratzekahl scheren lassen will, um ihre goldenen Locken zu seiner Herrscherin zu expedieren. Die Locke ist vom Liebespfand zur Warenprobe geworden.

Varus, oh Herrscherin, steht, mit den Legionen,
Nun in Cheruska siegreich da;
Cheruska, faß mich wohl,
Der Heimat jener Locken,
Wie Gold so hell und weich wie Seide,
Die dir der heitre Markt von Rom verkauft.
Nun bin ich jenes Wortes eingedenk,
Das Deinem schönen Mund, du weißt,
Als ich zuletzt Dich sah, im Scherz entfiel.
Hier schick ich von dem Haar, das ich Dir zugebracht,
Und das sogleich, wenn Herrmann sinkt,
Die Schere für Dich ernten wird,
Dir eine Probe zu, mir klug verschafft;
Beim Styx, so legts am Kapitol
Phaon, der Krämer, dir nicht vor:
Es ist vom Haupt der ersten Frau des Reiches,
Vom Haupt der Fürstin selber der Cherusker.
(IV, 9, 1792–1807)

Über das, was ein Römer von einer Deutschen nur wollen kann, hatte Herrmann sein Thuschen im Vorfeld belehrt: die Römer nämlich werden sie, nachdem Marbod geschlagen ist, »so kahl scheren wie eine Ratze.« (III, 3, 1000). Warum? Weil, weiß Herrmann, die römischen Damen hübsche Haare haben müssen. Und die haben sie nicht. »Nein, sag ich! Schwarze! Schwarz und fett, wie Hexen! Nicht hübsche, trockne, goldne, so wie du!« (ebd. 1008 f.). Die goldenen deutschen Haare sind es, um deretwillen die Römer über den Rhein gekommen sind. Die Männer schlagen sie nur, um die Körper der Frauen auszuschlachten. Einer Ubierin soll folgendes passiert sein: Drei Römer haben sie urplötzlich in Staub gelegt und gebunden und ihr »nicht bloß, vom Haupt hinweg, Das Haar, das goldene, die Zähne auch, Die elfenbeinernen, mit einem Werkzeug, Auf offner Straße, aus dem Mund genommen?« (ebd. 1026). Thusnelda glaubt das nicht. Ventidius hat ihr gesagt, das sei ein Märchen. Trotzdem ist sie beunruhigt. »Was denn, in aller Welt, was machen sie, In Rom, mit diesen Haaren, diesen Zähnen?« (ebd. 1039) fragt sie ihren Mann.

Auf welche Art gebrauchen sie die Dinge?
Sie können doch die fremden Locken nicht
An ihre eigenen knüpfen, nicht die Zähne
Aus ihrem eigenen Schädel wachsen lassen?
(ebd. 1043)

Thusne
Phänor
römiscl

Die
Und
Die
Und
(ebd)

Thusne
darauf
wörtlic
Tierköi

Eine
Ein
Just
Und
(ebd)

Die Jag
schenjē
Bestier
1079).
schen i

Nun
Die
Wie
Ich
(ebd)

»Beiß z
genhei
Zu He
Hirsch
17, 238
sich in
sächlic
sen, an
Lust bi
Fluten
Akteor
werder
Diesma
in ein
Ger
selbst

Thusnelda ist mit den Techniken der Echthaarverlängerung noch nicht vertraut. Auch das Phänomen der Zahnimplantate ist ihr unbekannt. Aber Herrmann, ehemals Feldherr in römischen Diensten, kennt sich aus:

Die schmutz'gen Haare schneiden sie sich ab
Und hängen unsre trocknen um die Platte!
Die Zähne reißen sie, die schwarzen, aus,
Und stecken unsre weißen in die Lücken
(ebd. 1049)

Thusnelda versteht nicht, mit welchem Recht die Römer das tun. Ihr Mann erklärt ihr daraufhin das universale Ausbeutungssystem der Römer, die ihre Eroberungskriege wortwörtlich zu Zwecken der Ausschachtung der Körper führen und Menschenkörper wie Tierkörper behandeln. Der Deutsche ist in des Römers Augen, weiß Herrmann,

Eine Bestie, die auf vier Füßen in den Wäldern läuft!
Ein Tier, das, wo der Jäger es erschaut,
Just einen Pfeilschuß wert, mehr nicht,
Und ausgeweidet und gepelzt dann wird!
(ebd. 1072)

Die Jagdmetapher wird von Thusnelda aufgenommen. Schon bald redet sie von der »Menschenjägerei« (ebd. 1076) der Römer und hofft, dass die Germanen selber tatsächlich als Bestien, als »grimmige Eber nämlich sich über diese Schützen werfen könnten« (ebd. 1079). Am Ende dieser launigen Unterhaltung hat der »Herzens-Herrmann« sein Thusnelda in eine solche Bestie verwandelt.

Nun, meine goldnen Locken kriegt er nicht!
Die Hand, die in den Mund mir käme,
Wie jener Frau, um meiner Zähne:
Ich weiß nicht, Herrmann, was ich mit ihr machte.
(ebd. 1101)

»Beiß zu«, rät Herrmann ihr (ebd. 1105), und eben das wird Thusnelda bei nächster Gelegenheit als reißende Bärin, als Inkarnation des Waffentieres der Bärin von Cheruska, tun. Zu Herrmanns Römerhass bekehrt, wird sie den in einen nach ihrer Liebe dürstenden Hirschen verwandelten Ventidius mit heißen Lippen zerfetzen. Ihre »heiße Brunst« (V, 17, 2381), von der die Vertraute spricht, ist nicht Liebes-, sondern Mordlust. Ventidius, der sich in dieser mondbeschiedenen Nacht an einem *locus amoenus* glaubt, findet sich tatsächlich in einer Art römischer Zirkusarena: an eben der Stelle, hoch von Felsen umschlossen, an der das Volk sonst zum Vergnügen den Bären hetzt. Dass Ventidius sich als vor Lust brennenden Hirsch sieht, der sich in ihre Wonnen wie der Hirsch in die löschenden Fluten stürzen will (V, 17, 2361), lässt im Anklang an Ovid und die Metamorphose des Akteon, der in einen Hirsch verwandelt wird, um von den Hunden der Diana zerrissen zu werden, nichts Gutes ahnen. Die Lippe, Topos dieses Krieges, kommt wieder ins Spiel. Diesmal hat sie sich von einem Ort, in den eingedrungen, der genommen werden kann, in ein mörderisches, zerfleischendes Instrument verwandelt.

Gertrud, die Dienerin und Vertraute der Thusnelda, versucht Thusnelda um ihrer selbst willen von ihrem bestialischen Unternehmen abzuhalten:

Die Rache der Barbaren sei Dir fern!
 Es ist Ventidius nicht, der mich mit Sorg' erfüllt;
 Du selbst, wenn nur die Tat getan,
 Von Reu' und Schmerz wirst du zusammenfallen!
 (V, 5, 2317 ff.)

Im »Zusammenfallen«, einem eigenartig drastischen Wort, wird der entmenschte, aufgebrochene, über den Haufen fallende Körper der Hally noch einmal aufgerufen. Und so wie Hally in ihrer Menschlichkeit vollkommen zerstört ist, so wird auch Thusnelda durch diese Barbarei in ihrem Menschsein zerstört werden. Thusnelda, Fürstin der Germanen, wird von Herrmann aufgehetzt, zur Jagd heiß gemacht. Zur Bestie geworden, taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, wirft sie einen Mann, der mit ihr ein Schäferstündchen verbringen wollte, wie im römischen Zirkus den zu diesem Zweck ausgehungerten Raubtieren vor. Frischfleisch wird Ventidius für die Bärin: »Sie schlägt die Klaun in meine weiche Brust« (V, 18, 2413) klagt er. Wenn anstelle einer heroisch-männlichen Schlacht, die eine Sternstunde des Abendlandes, die Befreiung von Fremdherrschaft und die Geburt einer Nation darstellen soll, eine Szene steht, die die römische Brutalität des Zirkus aufruft, um sie zu übertreffen und zu verzerren, Frauen zu reißenden Bestien, Männer zu Frischfleisch werden, sollte das, was die propagandistische Wirkung angeht, doch zu denken geben.¹³

Herrmann wenigstens ist von der buchstäblichen Wahrwerdung seiner Rhetorik begeistert. Nach dem Sieg in der Schlacht sieht er seine Frau wieder:

Mein schönes Thuschen! Heldin, grüß ich dich!
 Wie groß und prächtig hast du Wort gehalten?
 Thusnelda, *verwirrt*: Das ist geschehn. Laß sein.
 Herrmann: Doch scheinst Du blaß? *Er betrachtet sie mit Innigkeit.*
 (V, 23, 2543 ff.)

Herrmann ist ein Mann nicht der Tat, sondern des Wortes, ein Demagoge wie er im Buche steht. Seine Waffe ist nicht das Schwert, sondern das entzündende, auf- und anstachelnde Hetzwort; infam travestiert er alles. Das Stück inszeniert nicht etwa, wie der Titel verspricht, den Kampf der Waffen, sondern eine Schlacht der Worte. Jeder Akt inszeniert eine neue Form von verheerender Rhetorik. Dass diese Rhetorik Zerrbild der richtigen, guten, römischen Rhetorik ist, wird durch das Nennen des großen Rhetors Cicero, den Herrmann nennt, noch einmal unterstrichen. Jedes von Herrmanns Worten ist doppelzüngige Manipulation, Lug, Hohn und Betrug. Sein Problem ist, dass die Römer sich nicht als »gute« Feinde verhalten. Sie versuchen sich, so gut es geht, an das Kriegsrecht zu halten. Verüben sie Greuel, so sind sie dem Herrmann nicht schrecklich genug; und sie werden zu allem Überfluß oft genug sofort streng geahndet. Zu Zwecken der Propaganda müssen römische Frevel deshalb übertrieben oder gleich erfunden werden. »Die deutschen Ochsen« verstehen, was die rhetorische List angeht, im übrigen Bahnhof: »Wie! Was! Die deutschen Uren! – Bedeut' ihm, was die List sei, Eginhardt.« (III, 2, 937 f.) stöhnt Herrmann über deren Naivität. Systematische Verhetzung ist seine Praxis.

¹³ Vgl. Barbara H. Kennedy, For the Good of the Nation: Woman's Body as Battlefield in Kleist's *Die Hermannsschlacht*, Seminar 30 (1994) 17–31.

Weil die Rön
 in Hass aufloder
 setzen. Mit List
 Herrmann verla
 könnte« und we
 sengen, brenner
 952 ff.). Als Rön
 sche Erde, deuts
 Verheerung des
 dieser Rhetorik
 Deutschland – i
 Herrmann v
 Tod und Verde
 Woher die Ru
 In diesem Stai
 (ebd. 1473 ff.)

Und wenig spät

Ich aber rechn
 Auf Feuer, Ra
 Und alle Greu
 Was brauch' i
 Kann ich den
 In der Cherus
 Daß er durch
 so scheitert m
 (IV, 3, 1482)

Es bedarf der T
 Werk setzt, ist
 einer Jungfrau,
 mann sowohl di
 die Kaiserin Liv
 fen; beide erfül
 Hetzjagd.¹⁴ Im
 Köder für die C
 von ihrem Eher
 von ihr Angelo
 der Auseinande
 der Jagd – bucl
 von Menschen
 im wahrsten Si

¹⁴ Diese Hypothe
 Krieger: Kleist
 mannsschlacht
 Hypothese zu

Weil die Römer die von Herrmann herbeigesehnten Greuelthaten, die ganz Germanien in Hass auflodern lassen würden, nicht verüben, muss der Fürst sie eigenzünftig ins Werk setzen. Mit List und Tücke stiftet er die Germanen dazu an, sie selbst zu vollbringen. Herrmann verlangt ein »Häufchen wackerer Leute [...], Die man zu einer List gebrauchen könnte« und weist sie an: »Laß sie, ich bitte Dich, auf allen Straßen, Die sie durchwandern, sengen, brennen, plündern: Wenn sie's geschickt vollziehn, will ich sie lohnen!« (III, 3, 952 ff.). Als Römer verkleidet, brandschatzen, morden und vergewaltigen Deutsche deutsche Erde, deutsche Brüder, deutsche Jungfrauen. Der Feind wird um den Preis der völligen Verheerung des Eigenen zum Feind erst gemacht. Das Freund-Feind-Verhältnis gibt es vor dieser Rhetorik nicht; es entsteht, zeigt der Text, erst durch diese Rede. Germanien – Deutschland – ist nichts als Frucht dieser perversen Rhetorik.

Herrmann verflucht die »Zucht der Kohorten« (IV, 3, 1522):

Tod und Verderben, sag' ich, Eginhardt!
Woher die Ruh', woher die Stille,
In diesem Standplatz röm'scher Kriegerhaufen?
(ebd. 1473 ff.)

Und wenig später:

Ich aber rechnete, bei allen Rachegöttern,
Auf Feuer, Raub, Gewalt und Mord,
Und alle Greul des fessellosen Krieges!
Was brauch' ich Latier, die mir Gutes tun?
Kann ich den Römerhaß, eh' ich den Platz verlasse,
In der Cherusker Herzen nicht
Daß er durch ganz Germanien schlägt, entflammen,
so scheitert meine ganze Unternehmung!
(IV, 3, 1482)

Es bedarf der Tat, sagt Herrmann, nicht der Verschwörungen. Diese Tat, die er dann ins Werk setzt, ist keine offene, männlich-heroische Schlacht, sondern die Vergewaltigung einer Jungfrau, eines Kindes. Der Text legt mit allen Mitteln der Kunst nahe, dass Herrmann sowohl die Vergewaltigung der Hally ausführen, als auch den Brief des Ventidius an die Kaiserin Livia fälschen lässt. Beide – Vergewaltigung und Brief – kommen wie gerufen; beide erfüllen punktgenau die Logik der von ihm anstelle der Schlacht geplanten Hetzjagd.¹⁴ Im ersten Fall wird eine Jungfrau zur Jagdbeute, deren zerlegter Körper als Köder für die Germanen eingesetzt wird. Im zweiten Fall wird eine Fürstin und Ehefrau von ihrem Ehemann als sexueller Köder eingesetzt, um dann zur reißenden Bestie an dem von ihr Angelockten zu werden. Damit ist die Hintergrundmetapher, die die Beschreibung der Auseinandersetzung zwischen Römern und Germanen bei Kleist steuert – nämlich die der Jagd – buchstäblich wahr geworden. Diese beiden Szenen, in denen die Verwandlung von Menschen in Tiere – Jagdbeute, Köder, reißende Bestie – im Vordergrund steht, sind im wahrsten Sinne des Wortes grundlegend für die deutsche Nation. Der in 15 Stücke

¹⁴ Diese Hypothese ist mittlerweile Allgemeingut geworden. Vgl. Matthieu Carrière, Für eine Literatur des Krieges: Kleist, Basel / Frankfurt a. M. 1981, 55; Nobert Miller, Verstörende Bilder in Kleists Herrmannsschlacht, KJb (1984) 98–105; hier: 99; Regina Schäfer, Der gefälschte Brief: eine unkonventionelle Hypothese zu Kleists Herrmannsschlacht, KJb (1993) 181–189; hier: 183.

zerlegte und an die 15 Stämme verschickte Körper der Hally, »deutsches Blut von deutschen Händen«, eint die Deutschen im Kampf gegen die römische Fremdherrschaft. Das jedenfalls unterstreichen die »wackern Söhne Teuts« (V, 24, 2624) noch einmal, als sie, »im Hain der stillen Eichen« (ebd. 2625) am Ende jetzt Teut sei Dank ohne Frauen, die ihre Schuldigkeit getan haben, auf »der Germania heil'gem Grund« (ebd. 2629) stehen.

Hally, die Jungfrau, die geschändete,
Die Du, des Vaterlandes graues Sinnbild
Zerstückt in alle Stämme hast geschickt
Hat unsrer Völker Langmut aufgezehrt.
(ebd. 2548 ff.)

Insofern handelt das Stück in der Tat von der kunstvollen Künstlichkeit, dem technischen Gemacht- und Hergestelltsein des Mythos einer Nation mit Mitteln der Propaganda.¹⁵ Viel schlimmer als diese künstliche Gemachtheit, deren Mechanismen vorgeführt werden, scheint mir jedoch die damit bei Kleist in Szene gesetzte Gründung dieser Nation in absoluter Verworfenheit; sie ist nichts als die Perversion des römischen Vorbildes. Die radikale Rechtlosigkeit und völlige Frevelhaftigkeit dieser deutschen Gründung treibt Kleist an einer römischen *translatio* hervor, die Lessing in *Emilia Galotti* prominent bearbeitet hatte.¹⁶

Vergewaltigung und Erdolchung der Hally sind aus der Verginia-Geschichte aus Livius' *Ab urbe condita* (III 44–58) modelliert. Sie sind deren verstümmeltes Echo. Das Echo – sinnlos entstellte, mechanische Wiederholung – ist im Übrigen die Figur, die Kleists Szene bestimmt und die der Hally den Namen gibt. Die schöne Verginia, ein verlobtes Mädchen aus dem Volk, wird von einem der römischen Herrscher, Claudius Appius Decemvir, begehrt. Verginia lässt sich aber nicht durch Geld und gute Worte verführen. Da missbraucht Appius, vor bestialischer Begierde blind, in einer »maßlosen Gewalttat« seinen Status als Richter, und lässt sie zur Tochter der Sklavin eines seiner Klienten, der als Strohhmann agiert, erklären: dem Verginius, der bisher als ihr Vater galt, sei sie nur untergeschoben. Verginia würde nicht mehr der *patria potestas* des Verginius unterstehen, sie wäre Eigentum des Strohhmannes und in die Verfügungsgewalt des Appius übergegangen. Verginias Vater steht im Feld, kann die Stadt aber, von den Männern seiner Familie alarmiert, noch rechtzeitig erreichen, bevor der oberste Feldherr Appius, der vor nichts zurückschreckt, ihn durch einen expedierten Brief verhaften lassen will.

Verginius, der am nächsten Morgen zum Urteilsspruch vor die versammelte Menge tritt, fordert den Schutz seiner Landsleute ein. Er, ein heroischer Verteidiger der Stadt, erklärt den Römern zu diesem Zweck die Topik des Krieges. Dass er durch Heldentaten die Unversehrtheit der Stadt im Felde schütze, sei ganz umsonst, wenn Frauen und Kinder in den Mauern der gesicherten Stadt »das erleiden müssten, was man in einer eroberten als das Schlimmste befürchte«¹⁷ – die Schändung, die Vergewaltigung.

¹⁵ Erhard Schüttelpelz, Heinrich von Kleist: *Die Herrmannsschlacht*, Vortragsfassung Juli 2003.

¹⁶ Judith Frömmer, Vom politischen Körper zur Körperpolitik. Männliche Rede und weibliche Keuschheit in Lessings *Emilia Galotti*, DVjs 79, 2 (2005) 169–195.

¹⁷ Liv. III 47, 3 (vgl. Livius, *Ab urbe condita* III, hg. v. Ludwig Fladerer, Stuttgart 1988).

Aber es
Claudius Ap
Verdrehung
Urteilsspruc
und liefert s
Polizei, durc
hin greift V
Venus Cloac
durchbohrt
bin, rette ic
verfluche ic

Verginia
frau. Sie wi
Das von Vat
ses Opfer fü
so wenig be
Feind benin
stand, den
hineingetra
Appius dazi
tern und Fr
potestas ein
patriae soll
oder, wie V
tas. Die so
einen neue
Die *res pul*
von der Wi
Vaterland«,
diese Gescl
Handlung:
gegen die I
schwindele:
durch einer
Eine oh
Unkenntlic
»Drei'n die
liche Geste
schmachbei

¹⁸ Marie Th
tems, Gö
19 Zu Hally

nen, KJb

Aber es kommt nicht zum erwarteten Prozess. Gewalt tritt an die Stelle des Wortes. Claudius Appius bricht das von ihm selbst gesetzte Recht; er erkennt in einer grotesken Verdrehung jedes rechtlichen Vorgehens Verginia seinem Strohmann als Sklavin zu. Der Urteilsspruch erkennt Verginius die Tochter ab, der so seiner *patria potestas* beraubt wird, und liefert sie an ihren Vergewaltiger aus. Er wird durch die Staatsgewalt, die aufgebotene Polizei, durchgesetzt, gegen die die unbewaffnete Menge nichts ausrichten kann. Daraufhin greift Verginius zu einer List und führt seine Tochter etwas abseits zum Heiligtum der Venus Cloacina, der Göttin der Reinheit. Dort entreißt er einem Fleischer das Messer und durchbohrt damit die Brust seiner Tochter: »Mit dem einzigen Mittel, dessen ich mächtig bin, rette ich Dich, meine Tochter, in die Freiheit. [...] Dich, Appius, und dein Haupt, verfluche ich bei diesem Blute.« (III, 48, 6).

Verginia wird nicht Leibeigenschaft zur sexuellen Nutzung und bleibt unbefleckt Jungfrau. Sie wird von ihrem Vater erstochen, um nicht vom Decemvir durchbohrt zu werden. Das von Vaterhand geführte Schlachtmesser bewahrt ihre Reinheit und ihre Freiheit. Dieses Opfer führt einen Herrschaftswechsel herbei: Claudius Appius, der Herrscher, der sich so wenig beherrscht, dass er sich gegen die eigenen Kinder und Frauen wie ein siegreicher Feind benimmt, wird entmacht, Rom von der Willkürherrschaft befreit. Der Kriegszustand, den er durch die bestialische Willkür seiner Tyrannei in die Mauern der Stadt hineingetragen hat, wird so beendet. Die Abwesenheit der Väter im Kriegsdienst hatte Appius dazu ausgenutzt, die *patria potestas* zu missachten und sich an den eigenen Töchtern und Frauen, an der *res publica*, zu vergreifen. Indem er unrechtmäßig in die *patria potestas* eingreift, zerstört er jedoch auch die Grundlage seiner eigenen Herrschaft – *pater patriae* sollte Augustus sich selbst nennen. Die Frau, die sich, wie Lucretia, selbst erdolcht oder, wie Virginia, von ihrem Vater erstochen wird, restauriert die verletzte *patria potestas*. Die so rehabilitierten Männer können die illegitimen Herrscher absetzen und durch einen neuen Bund der Familienmänner – Väter, Ehemänner, Brüder, Onkel – ersetzen. Die *res publica* restauriert die *patria potestas* und verkörpert sie legitim. Der Staat wird von der Willkürherrschaft, der ihn versklavt hatte, befreit und gerettet. »Vaterhand rettet Vaterland«, hat Marie Theres Fögen zusammengefasst.¹⁸ Kleist entstellt und verzerrt diese Geschichte auf alle erdenkliche Art ins Verworfenen. Sie bildet die Peripetie der Handlung: Germaniens zerstrittene Fürsten sind von jetzt ab zu einem streitbaren Körper gegen die Römer geeint. Rhetorisch fallen wir von der sublimen Stillage des Livius in schwindelerregende Abgründe. Technisch wird ein gemeinschaftsbegründendes Opfer durch einen *homo sacer* – zu unrein, um geopfert werden zu können – ersetzt.

Eine ohnmächtige Person, an der alles Menschliche durch bestialische Gewalt zur Unkenntlichkeit entstellt ist, wird auf die Bühne geführt.¹⁹ Sie wurde von mindestens »Drei'n dieser geilen appenninischen Hunden« (IV, 4, 1538) vergewaltigt. Ihre menschliche Gestalt ist so entstellt, dass ihr Anblick unerträglich ist. »O des elenden, des schmachbedeckten Wesens! Der fußzertretenen, kotgewälzten, An Brust und Haupt zer-

¹⁸ Marie Theres Fögen, *Römische Rechtsgeschichten. Über Ursprung und Evolution eines sozialen Systems*, Göttingen 2002, 105–108.

¹⁹ Zu Hally als Un-person, als Nicht-Subjekt schlechthin: Christine Künzel, *Gewaltsame Transformationen*, KJb (2003), 165–183.

trümmerten Gestalt« (ebd. 1545 ff.). Ihr Geschlecht kann nicht mehr festgestellt werden. »Wer ists? Ein Mann? Ein Weib?« (ebd. 1548). Sie ist, im Gegensatz zu Verginia, die weiß, was ihr geschieht, bewusstlos und kann nicht Zeugnis ablegen. »Die Person«, bei deren Anblick wie beim Tod Christi die Sonne sich verdunkelt, muss den Blicken entzogen, gnädig verschleiert werden. Der Vergewaltigung durch die drei »geilen appenninischen Hunde« und der gewaltsamen völligen Entstellung der »Person« folgt dann eine zweite Durchbohrung des bewusstlosen Körpers *coram publico* vor versammeltem Volke, wieder von drei Männern. Nachdem der Vater und zwei Vettern sie erdolcht haben, brechen sie sie auf: »Rudolf, Du nimmst die Rechte, Ralph, die Linke! – Seid ihr bereit, sagt an?« Die Vettern: *indem sie die Dolche ziehen*: »Wir sind's! Brich' auf!« (ebd. 1571). »Aufbrechen« ist ein Jagdausdruck: er bezeichnet das Aufschneiden der Bauchdecke vom Geschlecht her und das Ausnehmen der Innereien des erlegten Tieres, so dass diese das Fleisch nicht vergiften. Der Leib der Hally wird durch das Wegziehen der Gliedmaßen – »Du nimmst die Rechte, Ralph die Linke!« – freigelegt, damit »aufgebrochen« werden kann. Die Geste der Vergewaltigung wird in dieser entblößenden Aufdeckung des Intimsten wiederholt. Ausgelöscht wird die schon ausgelöschte Person; nochmals zunichte gemacht fällt sie »übern Haufen« (IV, 5, 1574). Die Familienmänner wiederholen in grotesker Mimesis die feindliche Durchbohrung der sexuellen Gewalt; es ist so, als ob sie der »Person« noch einmal dieselbe zerstörerische Gewalt zufügen, um sie noch einmal zu dem zu machen, was sie schon ist: ein verworfenes Nichts.²⁰ In der Perspektive des Vaters kann dieser Körper ohne Symbolkraft auch nicht zu einer politischen Erneuerung, zur Befreiung aus der Versklavung durch die Römer, führen. Sie stiftet keine einigende ewige Erinnerung, sondern namenloses Vergessen: »Stirb! Werde Staub! Und über deiner Gruft Schlag' ewige Vergessenheit zusammen!« (IV, 6, 1574).

Mit Hally durchkreuzt Kleist das Paradigma des begründenden, fundamentalen Opfers, das Livius an Verginia inszeniert, radikal. An seine Stelle tritt das Paradigma der Jagdbeute, des vogelfreien *homo sacer*. Hally ist nicht »rein«, sondern unendlich befleckt; ihr Körper ist nicht »intacta«, sondern vielfach durchbohrt und »fußzertreten«, »zertrümmert[...]« (IV, 4, 1544 f.); sie willigt nicht in das Opfer ein, sondern das »Aufbrechen« widerfährt einem bewusstlosen Fleisch, das, zur von Jägern erlegten Beute degradiert, nichts Menschliches mehr hat. Es fließt kein edles Blut, sondern die Gestalt ist »kotgewälzt« (ebd. 1546). Diese Schändung durch Fremde wird durch die Hinschlachtung nicht gesühnt, sie wird von den Familienmännern schlicht wiederholt und vollendet: von der Hundemeute gehetzt, wird das erlegte Tier von den Meuteführern, Vater und Brüdern, »aufgebrochen« (ebd. 1573) und dann in Stücke zerlegt. Ihr Schicksal trägt das unglückselige Mädchen im Namen: Hally ist das verstümmelte Echo des Halali, das die Jagd beendet.

Die tierischen Momente der Massenvergewaltigung werden in der »ganze[n] Meute von geilen Römern, die den Platz durchschweiften« (IV, 6, 1584) noch einmal vertieft. Es ist erst die Rede des Herrmann, des geheimen Urhebers der Vergewaltigung, der die Voll-

²⁰ Zum Begriff der Verwerfung im Anschluss an Freud siehe: Julia Kristeva, *Pouvoir de l'horreur. Essai sur l'abjection*, Paris 1980.

endung b
lässt. Die
das Ausw
Vater Ver
»Rabenva
Landesfür
von Grun

Brich',
Die Jun
In eine
Wir zäl
In fünf
Teil' ih
Ich will
Den fu
Der wi
Bis auf
Der St
Empört
Des La
(IV, 6, :

Das Volk
Mission
Hass ganz
platz verl
manien k
digmas de
Innersten

Dass F
mann hat
höhnt un
Allianzen
nenkrieg
tieren, ge
Lockvoge
523) aufg
Davon, di
erholen.
frauen« v
ihren Vä
Hallys Ki
andern Fi
»heiligste
heilig; sie

endung beschließt, indem er das ins Tier verwandelte Opfer in fünfzehn Teile zerlegen lässt. Die Doppeldeutigkeit von Herrmanns echohaft vervielfältigtem »Brich auf!« ruft das Ausweiden der Jagdbeute auf, macht manifest, was hier passiert. Gegen den guten Vater Verginius und das Opfer seiner Verginia, das die *res publica* begründet, steht der »Rabenvater«, der sein Kind Hally zur Jagdbeute entmenschlicht und dessen Doppel der Landesfürst ist. In ihnen ist jede *patria potestas* und jede darauf gegründete *res publica* von Grund auf ruiniert.

Brich', Rabenvater, auf, und trage, mit den Vettern,
Die Jungfrau, die geschändete,
In einen Winkel Deines Hauses hin!
Wir zählen funfzehn Stämme der Germaner;
In funfzehn Stücke, mit des Schwertes Schärfe,
Teil' ihren Leib, und schick' mit funfzehn Boten
Ich will Dir funfzehn Pferde dazu geben,
Den funfzehn Stämmen ihn Germaniens zu.
Der wir in Deutschland, dir zur Rache,
Bis auf die toten Elemente werben:
Der Sturmwind wird, die Waldungen durchsausend,
Empörung! rufen, und die See,
Des Landes Ribben schlagend, Freiheit! brüllen.
(IV, 6, 1609ff.)

Das Volk echot, was Herrmann ihm vorsagt: »Empörung! Rache! Freiheit!« (ebd. 1621) – Mission vollendet. Herrmann ist es gelungen, seinem Vorsatz getreu, den flammenden Hass ganz Germaniens zu entzünden. Jetzt kann er sein Wirken auf einen anderen Schauplatz verlegen: »Komm Eginhardt! Jetzt hab ich nichts mehr an diesem Ort zu tun! Germanien lodert« (ebd. 1623 f.). Der Preis für diese Einigung ist eine Ersetzung des Paradigmas des Opfers und der Schlacht durch das der Jagd. Der Preis ist die Pervertierung des Innersten der menschlichen Verhältnisse: das von Eltern und Kind, von Mann und Frau.

Dass Herrmann die Deutschen geeint und das Land geortet hat, heißt Folgendes: Herrmann hat jegliches Kriegerrecht gegen die Besiegten gebrochen und sie verspottet, verhöhnt und abgeschlachtet. Auch den Ubierfürsten, Haupt eines souveränen Staates, der Allianzen mit den Römern eingegangen ist, lässt er abschlachten. Das mag zum Partisanenkrieg gehören. Menschen, vor allen Dingen aber eigene Töchter und Frauen zu vertieren, gehört nicht mehr in diese Logik. Seine Ehefrau hat Herrmann strategisch als Lockvogel eingesetzt, um ihre angelockte Beute dann, als Ventidius »die Fährte[e]« (II, 3, 523) aufgenommen hat und kirre gemacht worden ist, von ihr als Bestie reißen zu lassen. Davon, dass ihr alles Menschliche fremd geworden ist, kann sich Thusnelda nicht mehr erholen. Traute Eheverhältnisse kann es danach nicht mehr geben. »Germaniens Jungfrauen« werden einer, vermutlich, deutschen Hundemeute zur Jagdbeute, um dann von ihren Vätern und männlichen Verwandten aufgebrochen und ausgeweidet zu werden. Hallys Körper, auf Geheiß des Landesvaters wie der einer Jagdbeute zerlegt, wird an die andern Fürsten geschickt, um sie auf die Fährte der Römer zu hetzen. Vertiert werden die »heiligsten Bande der Natur«, die Bande der Familie. Dieser trostlosen Gewalt ist nichts heilig; sie kehrt sich gegen das Innigste, das Eigenste. Umgekehrt heißt das, dass sie so

grund- wie sinnlos ist, denn sie beschützt und erhält – nichts. Deutsch heißt nach Kleist, dass Ehemänner ihre Ehefrauen, Väter und Landesväter ihre Töchter vertieren. Es ist die vollkommene Pervertierung dessen, was das römische Kriegsprinzip schützen sollte: mit der *patria potestas* die *res publica*. Die *Herrmannschlacht* ist keine Anweisung zum Partisanenkrieg; kein Mensch, der irgendwo bei Trost ist, und schon gar keine Frau, kann ihr folgen. Um jeden Preis, selbst um den der Fremdherrschaft – das ist die Lektion von Kleists *Herrmannsschlacht* – ist das Deutsche, das nichts als verworfenes Zerrbild, verstümmeltes Echo des Römischen ist, dem Hally den Namen gibt, zu vermeiden. Bei Trost waren die Deutschen nicht. Sie haben Herrmanns Lektion, aber nicht die Kleists gelernt. Jedenfalls nicht die Lektion des Kleists der *Herrmannsschlacht*, die vielleicht gegen den Strich seiner Intentionen, schwarz auf weiß, zu lesen ist.

Jörg Ju
Biblic
2009

Quelle
re sowie l

ARISTOTEI
[Hrsg.
Franz
Poetik
BÖHME, P
Ein K
[Isocr
BRODERSE
Reden
Aufl.
CALVIN, J
Eberh.
über c
theusl
kirche
CAMERARI
mata
schrift
Wolfg
gen: N
CASTRO, F
Gesch
Spani:
Nachv
Rotbu
CICERO, M
Rede
lektür
[Hrsg
Heide
DION CH
Bild. I
ther N
und n
von E
Siebec
FIRCHOW,
Vindo
Kloste